

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Es kam ein Aussätziger zu Jesus, der bat ihn, kniete nieder und sprach zu ihm: Willst du, so kannst du mich reinigen. Und es jammerte ihn, und er streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach zu ihm: Ich will's tun; sei rein!

Und alsbald wich der Aussatz von ihm, und er wurde rein. Und Jesus bedrohte ihn und trieb ihn alsbald von sich und sprach zu ihm: Sieh zu, dass du niemandem etwas sagst; sondern geh hin und zeige dich dem Priester und opfere für deine Reinigung, was Mose geboten hat, ihnen zum Zeugnis.

Er aber ging fort und fing an, viel davon zu reden und die Geschichte bekannt zu machen, sodass Jesus hinfort nicht mehr öffentlich in eine Stadt gehen konnte; sondern er war draußen an einsamen Orten; und sie kamen zu ihm von allen Enden.

Liebe Gemeinde,

Stadtdekanin Kasch hat darin viel Übung, aber für mich ist es Neuland: erstmals darf ich heute eine hauptamtliche Kollegin in ihr Amt in unserer Kirche, hier als Vikarin in St. Anna einführen. Das tue ich sehr gerne, weil ich mich sehr darüber freue, dass Frau Theresa Geißler nun seit Anfang September für die nächsten zweieinhalb Jahre in unserer Gemeinde sein, leben und wirken wird.

Und weil man sich beim ersten Mal ja besonders Mühe gibt, habe ich im Vorfeld des heutigen Tages unter anderem auch geguckt, wie denn dieser Sonntag im Kirchenjahr liegt. Dass heute der 14. Sonntag des Kirchenjahres ist, haben Sie eingangs gehört, aber sich wohl nicht gemerkt. Aber dem einen oder anderen wird der Wochenspruch noch im Ohr sein: „Lobe den Herrn meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat.“ Da fallen einem spontan nicht viele Worte ein, die heute besser passen würden. Denn viel schöner kann man nicht zusammenfassen, was es heißen kann, als Christ zu leben und zu wirken: sich Gott zuzuwenden, sich seiner Spuren im eigenen Leben bewusst zu sein, im stillen und im lauten Lob in mir selbst und in anderen die Hoffnung und das Vertrauen groß werden zu lassen, die uns frei machen zu einem frohen Heute und Morgen.

Zum heutigen Sonntag gehört auch die Lesung von Jakob, der Gott einen Altar baut, und das Evangelium von dem einen Aussätzigen, der Gott mit lauter Stimme für seine Heilung dankt – was gäbe es da nicht alles für wunderbare Anknüpfungspunkte für eine Ansprache für diesen Tag.

Allein – die Perikopenordnung hat uns heute einen anderen Predigttext beschert. Wir haben ihn gerade gehört. Auch das eine Geschichte von einer Heilung, auch eine, in der Lob und Dank ihren Platz hätten – aber in der Mitte dieser Geschichte dieses eine Wort Jesu: „Sieh zu, dass du niemandem etwas sagst“ - und es heißt sogar, Jesus habe dem armen Manne gedroht und ihn vertrieben.

Ich gestehe, das hat mich, frisch zurück aus dem Urlaub, in meinem Elan doch erst einmal eingebremst. Und so habe ich mich hingesezt und nachgedacht. Ein paar Gedanken sind mir gekommen.

Mein erster: Gott zu loben ist nicht unbedingt dasselbe wie von ihm zu sprechen. Denn ersteres kann ja entweder heißen, ihn vor anderen zu loben, oder aber das für sich, im Gebet zu tun. Da ist dann jeweils der Adressat der Worte ein anderer. Es tut uns gut, uns unseres Gottes nicht nur sonntags bewusst zu sein, in Kontakt zu kommen. In seinem ältesten Brief gibt Paulus den Christinnen und Christen in Thessaloniki das mit auf den Weg: „Betet ohne Unterlass.“ Und ich verstehe das so: Lebt euer Leben im Vertrauen auf den, der es euch schenkt und es gelingen lassen will. Vertraut, und dann lebt frei und mutig.

Ungefragt und ungebeten nicht zu, sondern von Gott zu sprechen, das ist dagegen nicht immer das Gebot der Stunde: Vor's Reden gehört das Zuhören. Wenn ich samstags aus der Völkstraße hierher fahre, ist mir dieser wiedergeborene Christ eine große Anfechtung, der über Stunden mit seinem Megafon den Königsplatz beschallt und allen Passanten von der Liebe des Herrn Jesus erzählt. Das kann ich kaum ertragen.

Und manchmal, das ist mein zweiter Gedanke, ist auch nach dem Zuhören nicht die Zeit für Worte. Ich trage mit mir die Erinnerung an einen Besuch in einem Heim herum, der eine Weile zurückliegt. Ich besuche ein altes Ehepaar, spreche nur mit ihm, weil seine Frau kaum noch kommunizieren kann, und er schüttet mir sein Herz aus. Die eigene Gesundheit, der einzige Sohn, der vor Jahren schon gestorben ist, der abgerissene Kontakt zu dessen Familie. „Und da kommt dann schon die Frage, die kommt einfach, wozu leben wir noch.“

Ich hab' das gehört, und dann habe ich geschwiegen. Ich bin nicht stolz darauf. Der Mann hat mich angesehen, er hat gewartet – aber etwas tröstlicheres, als dass ich ihm sagte, dass ich das gut verstehen könnte, hatte ich ihm nicht zu geben. Vielleicht noch, dass ich da geblieben und die Frage mit ausgehalten habe. Von Gott, von Gottes Plänen oder von seiner Liebe habe ich nicht gesprochen. Nicht sprechen können. Für mich jedenfalls ist das so: manchmal ist nicht die Zeit zum Reden. Manchmal bleibt nach der Klage nur das Schweigen. Jedenfalls, wenn wir einander ernst nehmen und Leid nicht irgendwie „wegreden“ wollen.

Der Hiob fällt mir da ein, genauer seine Freunde. Wie sie zu ihm eilen, nachdem sie Nachricht erhalten haben von all dem Unglück, das ihn ereilt hat. Wie es ihnen dann die Sprache verschlägt, und sie mit ihm saßen auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte und nichts redeten mit ihm; denn sie sahen, dass der Schmerz sehr groß war. Und ich denke, Sie haben in Ihrem langen Leben mehr als einmal die Gelegenheit gehabt, das zu erfahren: dass der Trost nicht in den Worten liegt, sondern im Da-Sein eines anderen. Im Aushalten. Im Teilen des Leides. Oder darin, dass ein anderer tut, was getan werden muss. Dass er es für mich tut, weil ich die Kraft nicht habe.

Ein dritter Gedanke: offenkundig gibt es ein Reden von Gott, das seiner Sache nicht dient. Markus beschreibt die Sorge Jesu, wegen zu vieler Publicity nicht mehr so auftreten zu können, wie er gerne wollte. Das muss unsere Sorge eher nicht sein. Heute tut sich Kirche schwer, die Menschen zu erreichen. Immer wieder erlebe ich großes Erstaunen, wenn mir in Gesprächen der Wunsch begegnet, die Kirche solle doch mal zu einem bestimmten Thema Stellung nehmen, und ich dann auf einen der zahlreichen – und oft guten – Texte der EKD verweise. Geben tut's da viel - aber ganz selten nur schaffen es kirchliche Äußerungen in die allgemeine Öffentlichkeit. Oft ist es zu erwartbar, was in den Denkschriften und Erwartungen steht, und so werden die dann allzuleicht unter der Rubrik „Was soll die Kirche auch anderes sagen?“ abgehakt.

Ein spitzzüngiger Mensch hat das Phänomen mal anhand eines Schülers im Religionsunterricht beschrieben. Da wird gerade die Schöpfungsgeschichte besprochen. Als dann von einem Wesen die Rede ist, das einen buschigen Schwanz hat, auf Bäumen lebt und Nüsse sammelt, und der Schüler gefragt wird, was das denn sein könne, lautet seine Antwort: „Normalerweise würde ich ja sagen: ein Eichhörnchen – aber so wie ich den Laden hier kenne, wird's wohl der Herr Jesus sein“

Zum Reden braucht es also die richtige Sprache. Das gilt auch für uns als einzelne Christinnen und Christen. Keine Floskeln, kein Worte, die wir gehört haben und weitersagen, bevor sie unsere Worte geworden sind. Wenn ich von Gott spreche und von meinem Glauben, dann muss ich von mir sprechen, ich muss drin stecken in diesen Worten, spürbar „echt“ müssen sie sein.

Und deswegen ist es manchmal viel leichter, mit unserem Tun unseren Glauben zu bezeugen als mit unseren Worten. Aber die braucht es schon auch. Denn dem sperrigen Predigttext zur Seite steht ja auch diese Aufforderung aus dem Psalter: „„Lobe den Herrn meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat.“

„Lobe den Herrn, schau auf dein Leben, auf dass du seine Spuren darin entdeckst – und sage ihm Dank. Auf dass aus deinem Dank Vertrauen erwachse und Zuversicht für heute und für morgen.“ Ich denke, darum geht es in diesem Zwiegespräch mit der eigenen Seele. Und sind es gerade unsere Hoffnung und unsere Zuversicht, wovon wir sprechen. Früchte des Glaubens, der uns geschenkt ist, die ihn zu einer Kraft machen, die uns frei leben lässt.

Und vielleicht ist gerade das die Botschaft, die gehört wird in einer Zeit, in der so viel Angst ist. Angst vor den Anderen, den Fremden, vor den wahrscheinlich sehr großen, aber noch unklaren Veränderungen, eine sich immer schneller entwickelnde und verselbständigende Technik für unser Leben bedeuten wird, Angst um die Zukunft unserer Erde. Und wenn – eigentlich unglaublich – das Thema Umwelt vor der Wahl am Sonntag so gar keine Rolle spielt, dann heißt das nicht, dass es diese letztgenannte Angst nicht mehr gibt. Die Bilder der zerstörerischen Kraft von Stürmen, die sich über dem aufgeheizten Atlantik

entwickeln, sind ja noch frisch vor unseren Augen. Vielmehr, glaube ich, lassen da Resignation und Fatalismus verstummen.

Wir kennen und teilen diese Ängste. Aber ich erlebe unseren Glauben als eine Kraft, die mich davor bewahrt, mich von dieser Angst gefangen nehmen zu lassen. Martin Luther hat mal davon gesprochen, dass wir wohl nicht verhindern können, dass Ängste um uns kreisen wie Vögel. Wohl aber, dass sie Nester in unseren Haaren bauen.

Wir dürfen hoffen. Wir können zuversichtlich sein und neugierig, gespannt auf morgen. Sei es, dass wir Bewahrung erlebt haben in unserem Leben und Gnade, sei es, dass wir uns hineingestellt wissen in die Gemeinschaft derer, die leben im Vertrauen auf einen Gott, der zu allen Zeiten Leben erhält und erneuert, der heilt, was verletzt ist. Zuversichtlich sein dürfen wir als diejenigen, die der Liebe Gottes trauen – und ihr auch zutrauen, dass sie uns Menschen in solche verwandelt, die lieben können und Liebe tun. Zuversichtlich sein dürfen wir, dass mehr Recht, dass eine bessere Gerechtigkeit möglich ist, und dass wir dazu in der Lage sind, ein gerechteres Miteinander zu erreichen, in dem jeder Mensch als Mensch leben kann.

Ja, das glaube ich, nach dieser Zukunft sehne ich mich – und von diesem Glauben und von meiner Zuversicht will ich reden. Dazu sind wir berufen. Und vielleicht besonders in diesen Tagen vor einer Wahl. Denn da da gilt: Angst ist ein schlechter Ratgeber. Und wir dürfen hoffen. Amen